

## **Stuttgarter Schuldbekennnis -1945**

*Liebe Mitglieder unserer Gemeinde!*

*Am 1.9.2019 habe ich einen Gottesdienst zur Erinnerung an den Beginn des 2. Weltkrieges gehalten. Sofort entstand die Idee, auch an den 75. Jahrestag des Kriegsendes am 8. Mai 1945 ebenfalls in einem Gottesdienst zu erinnern. Mit Brunhild Hilf und Marlies Ostendorf, die als Mitglieder unserer Gemeinde auch im Kuratorium der „Städtepartnerschaft Bielefeld-Nowgorod“ engagiert sind, wollten wir diesen Gottesdienst vorbereiten.*

*Aber der Gottesdienst am 10. Mai 2020 fiel aufgrund der Corona-Lage aus. Wir haben als Ersatz einen thematischen Gottesdienst für den 8. November erarbeitet. Doch die neuen Corona-Richtlinien sehen für diesen November nur Kurzgottesdienst von 30 Minuten vor. Unser Konzept ist aber auf die normale Länge des Gottesdienstes ausgerichtet, so dass wir zum zweiten Mal unseren Gottesdienst absagen müssen. Unsere Texte liegen aber schriftlich vor, so dass Sie – wenn Sie mögen – alles nachlesen können.*

*Es grüßen Sie herzlich*

*Ihre*

*Brunhild Hilf, Marlies Ostendorf und Ulrich Wehmann*

**Begrüßung:**

Eine Woche vor dem Volkstrauertag wollen wir heute an das Stuttgarter Schuldbekennnis erinnern, das am 19. Oktober 1945 – also vor 75 Jahren – vom damaligen Rat der Ev. Kirche in Deutschland veröffentlicht wurde. Es war ein wegweisendes Wort nach dem Ende des 2. Weltkrieges am 8. Mai 1945. Und es war ein Wort, das in Kirche und Politik heftige Gegenreaktionen hervorrief. „Durch uns ist unendliches Leid über viele Völker und Länder gebracht worden.“

Diesen Satz wollten viele nicht hören.

Wir wollen in diesem Gottesdienst bedenken, welche Aussagekraft das Stuttgarter Schuldbekennnis auch heute noch für uns haben kann. Gegen den Geist der Gewalt und Vergeltung hofft dieses Bekenntnis auf den Geist des Friedens und der Liebe, der einen neuen Anfang im Jahr 1945 möglich macht.

**Erklärung des Rates der Ev. Kirche in Deutschland vom 18./19. Oktober 1945**

Wir wissen uns mit unserem Volk nicht nur in einer großen Gemeinschaft der Leiden, sondern auch in einer Solidarität der Schuld. Mit großem Schmerz sagen wir: Durch uns ist unendliches Leid über viele Völker und Länder gebracht worden. Wir haben lange Jahre gegen den Geist des nationalsozialistischen Gewaltregimentes gekämpft, aber wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.

Nun soll ein neuer Anfang gemacht werden. Wir hoffen zu Gott, dass durch den Dienst der Kirchen der ökumenischen Gemeinschaft der Geist des Friedens und der Liebe zur Herrschaft komme. So bitten wir in einer Stunde, in der die ganze Welt einen neuen Anfang braucht: Veni creator spiritus! Komm, heiliger Geist.

Teil 1:

Der Friede unseres Herrn Jesus Christus sei mit uns allen! Amen.

Liebe Gemeinde!

Am 8. Mai 1945 war mein Vater, der als Oberleutnant in Russland verwundet worden war, in amerikanischer Kriegsgefangenschaft. Mein Onkel, der ebenfalls Oberleutnant war, wurde 6 Wochen vorher beim Einmarsch der Amerikaner in der Nähe von Kassel erschossen. Aber am 8. Mai wusste das noch keiner in der Familie. Die Todesnachricht kam erst 1946.

Und meine Mutter atmete auf, denn sie hatte russischen Zwangsarbeitern Butterbrote zugeschoben. Die deutschen Wachsoldaten hatten sie deshalb bedroht: das sei Verrat am deutschen Volk. Ende 1945 kam heraus, dass man meine Mutter aus diesem Grund auf eine Liste für einen Transport in ein KZ gesetzt hatte.

Hunger, Elend, Flucht und Vertreibung prägten das Leben im Jahr 1945. Zerbombte Städte, entwurzelte Existenzen, Verzweiflung über sexuelle Gewalttaten, Verlust von Heimat, von Beruf und allen kulturellen Wurzeln z.B. in Ostpreußen oder Schlesien zermürbten bei vielen die letzten Reste von Lebenskraft. In vielen Gesprächen, die ich hier im Pfarramt mit Mitgliedern unserer Gemeinde führte, kamen die schrecklichsten Erlebnisse zu Tage. 1945 – das war für die allermeisten das Jahr einer betäubenden Niederlage, wie es ein Bielefelder Geschichtswissenschaftler ausgedrückt hat.

Am 10. Mai 1945 – am Himmelfahrtstag – hielt der Bischof von Württemberg, Theophil Wurm, eine vielbeachtete Rede. Er kritisierte die Untaten französischer Soldaten bei der Eroberung Süddeutschlands. Er lobte die Kirchen, die immer mahnend auf die nationalsozialistische Führung eingewirkt hätten. Weil Deutschland von Christus abgefallen sei und sich einem neuen Heidentum zugewandt habe, liege Deutschland nun in Trümmern.

Mehrere Pfarrer erhoben noch im Mai 1945 Protest gegen diese Selbstrechtfertigung der Kirche und gegen diese Unbußfertigkeit. Ganz anders als bei Wurm klangen z.B. die Sätze Friedrich von Bodelschwingh's am 27. Mai in einem Brief an die Freunde Bethels. „Wir mögen vieles nicht gewusst haben, was hinter den Stacheldrähten der Lager oder in Polen und Russland geschehen ist. Aber diese Verbrechen sind Taten deutscher Männer, und wir haben ihre Folgen mitzutragen. Wir müssen uns beugen unter Gottes Gericht und bei uns selbst anfangen, anstatt über andere zu schelten.“

Liebe Gemeinde!

Wir erinnern uns in diesem Jahr an das Kriegsende. Natürlich erfordert das eine historische Rückbesinnung. Einige unter uns haben in der Familie schmerzhaftes und auch unaussprechliches Leid erfahren. Aber in einem Gottesdienst kommt auch noch etwas Anderes in den Blick. Bodelschwingh deutet es an: wir sind nicht nur Opfer.

Wir sind auch verantwortlich für das, was uns zu Opfern gemacht hat. Ich betone dabei: die einzelne Familie, die mit der „Wilhelm Gustloff“ im Januar 1945 vor der Küste Pommerns untergegangen ist, ist nicht schuld am Krieg. Das Kind, das auf der Flucht an Entkräftung gestorben ist, ist nicht schuld am Krieg. Aus der Sicht des Glaubens an den Gott des Friedens und der Gerechtigkeit muss ich aber auch die in den Blick nehmen, die durch die Taten deutscher Männer – wie es Bodelschwingh sagt – in anderen Ländern zu Opfern wurden, unaussprechliches Leid erfahren und schreckliche persönliche Schicksale erlitten haben.

Dieser Blickwechsel, der neben das Leid der Deutschen auch das Leid der Polen und Russen, das Leid der Holländer und Franzosen stellt, gründet sich für Christen in der Kraft des Glaubens, der nationale Grenzen überspringt. Dieser Blickwechsel

gründet sich in einer Verantwortung, die den 8. Mai 1945 im Zusammenhang mit dem 30. Januar 1933 sieht, als Hitler an die Macht kam.

Als sich der Rat der Ev. Kirche am 18. und 19. Oktober 1945 in Stuttgart traf, gab es überraschenden Besuch von Vertretern vom Weltrat der Kirchen aus Genf. Die deutsche Kirche unter der Führung der hitlertreuen Deutschen Christen hatte sich von den anderen Kirchen der Welt zurückgezogen. Jetzt kamen Menschen aus Holland, aus England, aus Frankreich und der Schweiz nach Stuttgart, um den Deutschen die Hand zu reichen. „Aber helft uns, damit wir Euch helfen können!“, sagten die Gäste. Ihr müsst als Deutsche Verantwortung für die Zeit nach 1933 übernehmen, um der Versöhnung den Weg zu bahnen.

So entstand das Stuttgarter Schuldkenntnis. Man wollte eigentlich nur von der großen Gemeinschaft der Leiden sprechen. Aber nun heißt es: es gibt auch eine Solidarität der Schuld. Mit großem Schmerz sagen wir: durch uns ist unendliches Leid über viele Völker und Länder gebracht worden.

Wir haben einige Zahlen aufgeschrieben, die Sie später nachlesen können. 55 Millionen Opfer weltweit hat der Krieg gefordert: fast 8 Millionen Deutsche, 6 Millionen Polen, 20 Millionen Russen.

Aber es geht nicht nur um Zahlen. Hitler hatte einen politischen Willen für Deutschland, er wollte Lebensraum im Osten. Er wollte Raum, er wollte aber nicht die Menschen dort. Die Menschen waren nur störendes Beiwerk, die verschwinden sollten.

Von diesem störenden Beiwerk habe ich erst im Theologiestudium erfahren, als ich die Lebensgeschichte Dietrich Bonhoeffers studiert habe. Der entscheidende Punkt, der Bonhoeffer auf die Seite des Widerstands brachte, waren die geheimen Dokumente über die Gräueltaten der Nazis im Osten. Als Deutscher konnte Bonhoeffer nicht mehr mitvollziehen, was im Namen Deutschlands an unsäglichem Unheil praktiziert wurde.

Es war eine harte Lektion für einen, der tief in der deutschen Kultur eingewurzelt war. Auch für den Rat der EKD war es eine harte Lektion, dieses Schuldbekenntnis auszusprechen. Was das undeutsch? War das sogar ein Verrat am deutschen Protestantismus?

Ein hoher lutherischer Geistlicher aus Schleswig-Holstein sagte voller Zorn: das Schuldbekenntnis betreibt das Geschäft der Siegermächte, die Deutschland demütigen wollen. Das ist Landesverrat. Man muss von der Not der Menschen sprechen, von den polnischen Verbrechen, vom Bolschewismus und von den Bombenangriffen. Die Kirchen der Welt haben kein Schuldbekenntnis zu fordern, sondern müssen dem Untergang von Millionen deutscher Christenmenschen entgegenreten.

Prof. Thielicke – ein Theologieprofessor aus Tübingen mit hohem Bekanntheitsgrad – zog mit vielen Vorträgen durch das Land und machte die Siegermächte für den Krieg verantwortlich, die Deutschland einen schändlichen Frieden nach dem ersten Weltkrieg aufgezwungen hätten. Außerdem müssten die Sieger des 2. Weltkrieges erst einmal ihre eigenen Kriegsverbrechen bekennen und nannte Franzosen, Amerikaner, Engländer, Japaner und Juden!

Juden in diesem Zusammenhang zu benennen – das war wiederum für viele andere Christinnen und Christen unerträglich, hatte doch das Schuldbekenntnis die Ermordung von 6 Millionen Juden völlig ausgeklammert. Und nun sollten auch Juden ihre Schuld bekennen?

Nur die holländische Kirche dachte ausdrücklich an die Ermordung der Juden und versuchte, zwischen Deutschen und Nationalsozialisten zu unterscheiden und würdigte die Bekennende Kirche als eine Gruppe von Deutschen, die sich nicht an Hitler gebunden hatte. Der Präsident der französischen Protestanten nahm das Stuttgarter Bekenntnis dankbar auf mit den Worten: Etwas Neues muss in unserem Abendland anfangen. Wir werden nichts unversucht lassen, dass Deutschland in der Völkersolidarität wieder seinen Platz bekommt.

Das Bekenntnis von Stuttgart hat viele erreicht. Aber war es die Mehrheit in Kirche und Gesellschaft? Eher nicht. Jeder und jede in Deutschland wusste im Jahr 1945, was es heißt, Opfer zu sein. Aber was war mit dem Leid, was Deutsche über andere Länder gebracht hatten? 20 Millionen Russen waren im Krieg gestorben – viele von ihnen auch hier in Bielefeld, auch hier ganz in der Nähe in der Senne.

Teil 2:

Dies ist der Brief von Walentina Wassiljewna Aschichman aus der Ukraine, sie schrieb ihn am 25. Dez. 2001 als Antwort an Vertreter des Vereins Gegen Vergessen – für Demokratie in Bielefeld:

„Guten Tag!

Ich bin Aschichman Walentina Wassiljewna. Ich habe einen Brief von Ihnen bekommen und war sehr überrascht, da so viele Jahre vergangen sind und keiner hat sich jemals für unser Leben in Deutschland interessiert. So denke ich: Wozu brauchen Sie meinen Brief? Um zu erfahren, wie wir arbeiten, hungern, Erniedrigungen ertragen mussten (...) ? Erst war ich mir nicht sicher, und dann habe ich mich doch entschieden, mein Leben kurz zu beschreiben. Lesen Sie das. (...) Ich will, dass mein Brief als ein Protest gegen das Wiederaufleben des Faschismus verstanden wird.

Im April 1942 hat man mich, meine Freundinnen und andere junge Leute aus unserer Stadt zu einem Sammelplatz getrieben. Man hat uns registriert und zum Bahnhof gebracht. Alles geschah plötzlich. (...), ich hatte nur, was ich anhatte, keine anderen Kleider, keine Lebensmittel. Wir haben schon verstanden, was es bedeutete, aber wir konnten gar nichts ändern. (...) Also waren wir die nächste „Fracht“ nach Deutschland. (...) Von allen Seiten rannten Eltern herbei und weinten um ihre Kinder. Sie schriegen: „Wohin bringen Sie unsere Kinder? Warum nehmen Sie sie weg?“ Keiner hat ihnen etwas gesagt, nur ein Wort: „Arbeiten.“

Auf uns warteten Güterwaggons, in denen außer Stroh nichts war. Man hat uns erlaubt, der Reihe nach, und von Deutschen bewacht, von den Eltern Abschied zu nehmen. Man hörte nur Schreien und Weinen. Meine Mutter rannte lange hinter dem Zug her und weinte. Sie wusste nicht, ob sie mich noch irgendwann wiedersieht. Zwei Wochen vorher hat man meinen 14-jährigen Bruder mitgenommen. Unser Vater war alt, und nach all diesen Ereignissen konnte er nicht aufstehen und sich verabschieden. (...)

Bei der Ankunft in Deutschland war die Unterbringung wie im Güterwaggon. Wasser bekamen wir zwar und Essen, das den Namen nicht verdiente. Bald sind „Käufer“, die Besitzer einer Fabrik, gekommen und haben für jede von uns 5 Reichsmark bezahlt. Sie luden uns ein und brachten uns nach Bielefeld. Dort hat man uns im zweiten Stock einer verlassenen Fabrik einquartiert und sperrte uns ein. Außer dem Himmel konnten wir nichts sehen. Wir schliefen wieder auf Stroh auf dem Boden. Ich erinnere mich daran, dass wir endlich eine richtige Suppe bekamen. Ich erinnere

mich auch daran, dass, als wir eintrafen, eine alte Deutsche zu uns kam und unsere Köpfe abtastete. Man hatte ihr gesagt, dass wir Hörner hätten, und sie kam, um die „gehörnten Russen“ zu sehen.

Danach brachte man uns zur Arbeit in die Werkhalle. Das waren die Dürkopp-Werke. Ich arbeitete als Schweißerin. Wegen der schlechten hygienischen Bedingungen bekamen wir Läuse. Aber keiner hat etwas unternommen. Dann habe ich meine Läuse in einer Streichholzschachtel gesammelt und bin zum Meister gegangen. Er saß, das weiß ich noch, am Tisch. Die Läuse habe ich auf dem Tisch verstreut. Er ist vor Schreck aufgesprungen - wie von der Tarantel gestochen. Dafür hat man uns danach ins Bad gebracht und uns saubere Kleidung gegeben. Wir wurden in Baracken hinter Stacheldraht umgesiedelt. Da standen zweistöckige Betten, aus Brettern gezimmert. Wir bekamen Decken und Kopfkissen. Statt Schuhwerk hat man uns Holzpantinen ausgehändigt. Unser Arbeitstag hat um 7 Uhr begonnen. Zu Essen bekamen wir Steckrüben und Spinat mit Würmern. Einmal hat man uns eine Suppe mit Mäusefäkalien gebracht. Das haben wir nicht mehr ausgehalten und haben protestiert. Danach bekamen wir eine Kohlsuppe.

Unsere Meister Robert, August, Rudi und Otto waren keine schlechten Jungs. Im Gegensatz zu den anderen haben sie uns nicht wie Vieh behandelt.

Ein paar Mal am Tag hat man uns gezählt. Überallhin hat uns eine Wache begleitet, als wären wir Sträflinge. So war unser Leben. Wir haben viel erlebt, nur Erholung gab es nicht. Nach der Arbeit gingen wir in die Baracken. Da hatten wir die Möglichkeit uns zu waschen. Aber der Hunger ließ uns nicht los. Wir bekamen nur einmal am Tag Essen. Da wir viel gearbeitet haben und jung waren, wollten wir immer essen. Sonntags brachte man uns zu Bauern zum Arbeiten. Unter ihnen gab es verschiedene Menschen. Manche haben uns noch nicht einmal Wasser gegeben, haben uns „russische Schweine“ genannt und demütigten uns. Andere wiederum gaben uns Milch zum Trinken. Am Samstag haben wir bis 12 Uhr gearbeitet und danach in der SS-Schule Kartoffeln geschält. Die SS-Leute waren sehr boshaft, spuckten in unsere Richtung und schimpften uns „russische Schweine.“

Dieser Brief von Frau Aschichman ist eine Reaktion auf die späten Versuche, Kontakt aufzunehmen mit Menschen, die im Krieg in Bielefeld als Zwangsarbeiter arbeiten mussten. Sie waren im Alter von 11 – 20 Jahren verschleppt worden aus Russland, der Ukraine und Lettland, es waren über 16.500 - sie arbeiteten in mehr als 228 Industriebetrieben, um die Kriegsproduktion aufrechtzuerhalten, vor allem in der Rüstungsindustrie, aber auch auf Bauernhöfen, in Privathaushalten und in Handwerksbetrieben. Untergebracht waren sie in über 200 Lagern, über das ganze Stadtgebiet verteilt. Das größte Lager mit etwa 850 Menschen, vor allem Frauen, war auf dem Johannisberg, mit Stacheldraht umzäunt, von dort oben gingen sie in Holzschuhen die 3 km hinunter in die 12-Stunden-Arbeitsschicht zu den Dürkopp-Werken – und hinterher wieder hinauf. Diese Menschen waren für die Bielefelder sichtbar und hörbar: man hörte sie unterwegs singen und oft auch weinen . . .

Dennoch dauerte es viele Jahre, bis eine Friedensgruppe in den 80er Jahren die Initiative ergriff, uns Bürger Bielefelds an sie zu erinnern. Inzwischen gedenkt ihrer ein großer Stein auf dem Johannisberg und dann später auch ein würdiges und ausdrucksstarkes Mahnmal mit dem sprechenden Namen „Unter Zwang“.

Uns zu erinnern ist das eine – das andere: den Geschundenen davon ein Zeugnis zu geben, als Zeichen von uns mit der Bitte um Vergebung, um Versöhnung. Dies gelang – wenn auch spät:

Im September 2004 nahm die kleine Schar von 20 ehemaligen Zwangsarbeitern (mit Begleitpersonen) – stellvertretend für Tausende - die Einladung der Stadt Bielefeld an, für eine Woche den Ort ihrer Qualen zu besuchen – mittlerweile waren sie 75 bis 82 Jahre alt geworden. Das Miteinander zwischen Gästen und Gastgebern war von freundlicher Aufmerksamkeit geprägt, Groll und Bitterkeit waren verjährt; Pfarrer Alfred Menzel drückte dies so aus: Mit der Würde des Gastrechts sollten sich die geladen wissen, denen einst die Würde der seelischen und körperlichen Unversehrtheit und ihrer Freiheit geraubt worden war. Brunhild Hilf

### Teil 3



(aus der „ZEIT“ vom 7. Mai d.J.:

„Aus einem winzigen Dorf im Ural machte sich vor zehn Jahren die damals 72-jährige Bäuerin Raissa Demjanowa auf die Suche nach ihrem Vater. Ihr Sohn war in Internetforen auf dessen Namen gestoßen, Pawel Demjanow, verstorben im Stalag 326 in Stukenbrock. Raissa Demjanowa war noch nie im Ausland gewesen, jetzt sammelten die Bewohner des Dorfes 10.000 Rubel für die Fahrt ins Ungewisse. Fünf Tage lang war sie mit Zügen und Bussen nach Deutschland unterwegs. Das letzte Stück ging sie zu Fuß in ihren Pantoffeln aus kariertem Filz, einmal schief sie am Straßenrand, wo Polizisten sie fanden. Dann stand sie an dem Massengrab, in dem ihr Vater verscharrt worden war. Was er erlitten hatte, ist nur zu ahnen: Als US-Truppen am 2. April 1945 das Lager befreiten, fanden sie knapp 9.000 Männer vor, die sich, wahnsinnig vor Hunger, um eine Handvoll Mehl fast zu Tode prügeln. Raissa Demjanowa weinte um ihren Vater und betete für den Frieden zwischen den Völkern. Sie verteilte Erde aus ihrem Dorf auf dem Grab und trug ein wenig Erde aus Stukenbrock zurück in ihre Heimat. Sie hatte wenigstens Gewissheit gefunden.“

Was erzählt uns diese Geschichte?

Dass es 65 Jahre dauerte, bis manche Angehörige von russischen Kriegsgefangenen vom Schicksal ihrer Väter und Söhne erfuhren, dass also diese größte Opfergruppe des 2. Weltkrieges nach den Juden zu Recht die Vergessenen heißen.

Dass diese Tochter auf der Suche nach ihrem Vater viel auf sich nimmt, um sein Grab zu besuchen, um seiner Schicksalslosigkeit für ihn und ihre Familie ein Ende zu bereiten.

Dass die Zeit vorbei war, in der ganze Familien von in deutsche Kriegsgefangenschaft geratenen sowjetischen Soldaten von jahrzehntelanger Stigmatisierung betroffen waren. Denn die überlebenden Heimkehrer aus dieser Haft, Männer über 16, wurden 1945 zuhause als Volksfeinde und böswillige Deserteure erneut der Zwangsarbeit zugeführt und ihre Familien geächtet. Für sie alle galt der 9. Mai nicht als Tag des Sieges, erst seit 1995 wurden sie als Veteranen anerkannt und geehrt.

Ihre Dorfbewohner achten also Raissas Weg zum Ort der Leiden des Vaters mit Zuschuss zum Reisegeld.

Und diese Geschichte erzählt uns, dass Gedenken entlastet, dankbar macht und Zukunft eröffnet.

Es sind nur 30 – 35 km von Bielefeld entfernt: dort befindet sich das ehemalige Kriegsgefangenenlager Stalag 326 in Stukenbrock-Senne – vor etwa 4 Wochen fand dort die Gedenkveranstaltung zum Kriegsende vor 75 Jahren statt.

Wie dieser Gottesdienst war sie eigentlich für dieses Frühjahr vorgesehen.

Diese Zusammenkunft erinnerte daran, dass am 2. April 1945 eine vierjährige Geschichte entsetzlichen Leidens und unmenschlicher Misshandlungen endete.

Von den insgesamt etwa 5,7 Millionen kriegsgefangenen Rotarmisten wurden 3,3 Millionen von ihnen Opfer der erklärten Vernichtungspolitik des Russland-Feldzuges; denn dieser hatte zum Ziel die Eroberung von Lebensraum für das deutsche Volk – auf Kosten der dortigen Bevölkerung. Diese galten – ideologisch und rassistisch - als bolschewistische Untermenschen.

Noch vor dem Angriff auf die UdSSR im Juni 1941 hatte die Wehrmachtsführung diesen Ort geplant, aber völlig unzureichend für die Aufnahme von Gefangenen vorbereitet. Diese trafen bereits wenige Wochen nach Kriegsbeginn hier ein – nach Bahntransporten in Güterwaggons und Gewaltmärschen, auf denen bereits 25 bis 70 % elend zugrunde gingen.

Die Kommandanten erhielten zum Aufbau der Lager nur Stacheldraht, Kochkessel, Chlorkalk und Werkzeuge. Die Gefangenen sollten sich mit allerprimitivsten Mitteln ihre Unterkünfte selber bauen. Bis zum Frühjahr 1942 hausten sie in selbstgegrabenen Löchern und Erdbunkern.

Ihr Leben war nichts wert, die deutsche Heeresleitung war der Überzeugung, dass sie der UdSSR in keiner Weise völkerrechtlich verpflichtet war, und gab diese zynische Haltung an die Diensthabenden in der Wehrmacht weiter.

So sank dort die Hemmschwelle und führte zu extremer Gewaltbereitschaft gegenüber sowjetischen Menschen.

Als Ende Oktober 1941 das Konzept des Blitzkrieges als gescheitert angesehen werden musste und sich der gravierende Arbeitskräftemangel in der Kriegswirtschaft offenbarte, erwachte das Interesse an der Arbeitskraft der Gefangenen, und das Massensterben endete im Frühjahr 1942. Denn man setzte sie nun ein als Arbeitssklaven im Ruhrbergbau, im Straßenbau und in der Landwirtschaft. Den steigenden Quoten standen sinkende Verpflegungsrationen gegenüber, und die massive Ausbeutung, die miserablen hygienischen

Verhältnisse und die Mangelernährung führten zu Krankheiten und Seuchen und zum Tod unter den Gefangenen. 9.000 von ihnen kamen den amerikanischen Soldaten im April 1945 wie Auferstandene vor – Hundertausende waren elendiglich umgekommen.

Die deutsche Nachkriegsgesellschaft war durch den Kalten Krieg geprägt, so dass der Arbeitskreis Blumen für Stukenbrock, 12967 begründet von Kommunisten, christlichen Pazifisten und linken Sozialdemokraten politisch bearbeitet wurde. Erst mit der Friedensbewegung Ende der 70er/ Anfang der 80er Jahre erhielten derlei Initiativen Aufwind, und mit der Wende von 1989/ 91 trat die gesellschaftliche Erinnerung an die sowjetischen Opfer nationalsozialistischer Verfolgung aus der gesellschaftlichen Isolierung einer linken Subkultur heraus. Im deutsch-sowjetischen Nachbarschaftsvertrag vom 9. November 1990 verpflichtete sich die Bundesrepublik zu Schutz und Pflege sowjetischer Ehrenmäler. Ein privater Förderverein nimmt sich seit 1993 der Dokumentationsstätte Stalag 326 an; und seit 2015 Joachim Gauck am 8. Mai 2015 mahnte, diesen Ort aus dem Schatten der Erinnerung herauszuholen, wachsen Aktivitäten für die Errichtung einer internationalen Gedenk- und Begegnungsstätte von überregionaler und internationaler Bedeutung.

Das gibt Hoffnung, dass das Vergessen endet.

Brunhild Hilf

Teil 4:

Jesus sagt: Selig sind, die Frieden schaffen, denn sie werden Gottes Kinder heißen. Wo stehen wir heute? Syrien, Afghanistan, Zypern, Griechenland und die Türkei, Russland und die Ukraine, Süd- und Nordkorea, China und Taiwan, die Spannungen im Heiligen Land.... All das sind Schauplätze militärischer Konfrontationen.

Können wir etwas lernen vom Stuttgarter Schuldbekenntnis?

Dieses Bekenntnis beendet die sog. vaterländische Tradition der Kirche, den Krieg zu verherrlichen. Auch in der evangelischen Kirche dachte man, dass der Krieg etwas Selbstverständliches sei – eine Art Machtkampf unter den Völkern. So sollte es aber nicht mehr weitergehen.

Christinnen und Christen öffnen sich dem Leid des eigenen Volkes, aber sie verweigern sich nicht, auch das Leid anderer Völker in den Blick zu nehmen. Krieg darf nach Gottes Willen nicht mehr sein! So lautete die Botschaft der weltweiten Christenheit.

Christen wehren sich, sog. Scharfmacher zu sein. Der Geist des Friedens, von dem das Stuttgarter Bekenntnis spricht, ist kein leisetretender Geist, der Konflikte ausblendet und Ungerechtigkeit ignoriert. Der Geist des Friedens sucht den Ausgleich und spielt nicht mit dem Feuer, wie es im Moment in Washington, in Moskau, Peking, Ankara und anderswo geschieht.

Das Alte und das Neue Testament, die Propheten und der Jesus aus Nazareth suchen das Versöhnende, ermutigen zum Brückenbau, öffnen den Blick für die berechtigten Argumente der anderen Seite. Vor allem: Versöhnung; Versöhnung möge Raum gewinnen zwischen ehemaligen Feinden.

Richard von Weizsäcker – der ja als Bundespräsident am 8. Mai 1985 eine weltweit beachtete Rede hielt – verstand sich als überzeugter evangelischer Christ.

So sagte er:

Lassen Sie sich nicht hineintreiben in Feindschaft und Hass, gegen Russen oder Amerikaner, gegen Juden oder Türken, gegen Schwarz oder Weiß.

Ehren wir die Freiheit,

Arbeiten wir für den Frieden,

dienen wir unseren inneren Maßstäben der Gerechtigkeit,

Schauen wir im Rückblick auf 1945, so gut wie wir es können, der Wahrheit ins Auge.



Ja - auf dem Weg des Friedens muss man lernen, der Wahrheit ins Auge zu schauen.

Dazu ermutigt uns das Stuttgarter Schuldbekennnis! Und es ist nicht nur richtig, sondern auch nötig, wenn das Bekenntnis mit den Worten endet: Komm, heiliger Geist! Amen.

### **1945 – Einige Zahlen und Daten**

55 Millionen Opfer des Krieges weltweit

7,8 Mill. Deutsche (darunter 4 Mill. Soldaten)

6 Mill. Polen

20 Mill. Russen

6 Mill. Juden (darunter 3 Mill. polnische Juden)

5,3 Mill. russische Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter (fast 60% verhungert oder an Krankheiten verstorben)

11 Mill. Verstorbene in KZ- und Vernichtungslagern

1946 – 5,6 Mill. Flüchtlinge und Vertriebene in den Westzonen

Bis 1961 – 14 Mill. Flüchtlinge und Vertriebene

3,6 Mill. deutsche Kriegsgefangene bei den Engländern und 3,1 Mill. bei den Amerikanern (verstorben: unter 1%); 1948 – späteste Entlassung der Kriegsgefangenen der Westalliierten

3,15 Mill. deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion (verstorben: 34%); 1955 – späteste Entlassung der Kriegsgefangenen in der Sowjetunion